

Vom Leben danach - über Schwierigkeiten des Erinnerns und Vergessens

Zöchmeister, Markus

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zöchmeister, M. (2015). Vom Leben danach - über Schwierigkeiten des Erinnerns und Vergessens. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 39(4), 61-75. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56583-7>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Markus Zöchmeister

Vom Leben danach – Über Schwierigkeiten des Erinnerns und Vergessens

Das traumatische Erleben liegt jenseits der Sprache, drängt aber nach einer Symbolisierung, die stets scheitern muss. Der Autor berichtet aus seiner mehrjährigen Forschungsarbeit, in der er Überlebende und deren Kinder interviewte. Er berichtet von den Erzählungen der Zeitzeugen über ihren sehr persönlichen Kampf um das Leben und Überleben in den nationalsozialistischen Todeslagern und den Narben, die dieser Kampf hinterlassen hat. Auch im Leben ihrer Nachkommen sind die Erlebnisse im Lager ständig präsent. In einer Ausdifferenzierung des Konzepts der Transposition von Judith Kestenberg zeigt der Autor, auf welchen Wegen die traumatische Realität der Überlebenden an ihre Kinder übermittelt wird, die deshalb stets in einer doppelten Realität leben: in der gegenwärtigen und in der der Shoab, die ihren Schatten wirft.

Schlüsselbegriffe: Überlebende der Shoab, Trauma, NS-Verfolgung, transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen, Transposition

Ich werde vorweg versuchen, über den Stellenwert des Traumas zu schreiben, das dem erinnernden Erzählen von Überlebenden der KZ-Lagerhaft innewohnt. Das erinnernde Erzählen von Überlebenden der Nazi-Barbarei gilt als Referenz für die Unmöglichkeit zu sprechen, eine Unmöglichkeit, die in jeder Erzählung, die sich leibhaftig erinnert, von Neuem auftritt. Ich beziehe mich vor allem *auf die Rede vom Trauma*, auf den traumatischen Rest, auf das, was davon bleibt und wie damit im Sprechen umgegangen wird. Das Trauma bricht das Sprechen an unendlich vielen Stellen. Etwas kann nicht gesagt werden, etwas, das in das Sprechen schneidet und zu einem Bruch, einem Abbruch des Sprechens führen kann. Es macht stumm. Das Trauma, das ist, wenn etwas aus dem Bereich des Realen ins Sprechen stürzt und das Subjekt im Akt des Sprechens überwältigt. Es befindet sich jenseits des Sprechens; jenseits der sprachlich symbolisierbaren Welt. Und es entgeht dem Sprechen ebenso wie es dieses als Funktion des Lustprinzips stört, um nicht zu

sagen, zerstückelt und zerstört. Dies gilt allgemein für den Begriff des Traumas, so wie dieser bei Freud und Lacan verwendet wird. Dieses erlebte und erlittene Trauma führt im erinnernden Erzählen an ganz bestimmten Stellen des Erzählens zu einem *Sprachtod*. Das Trauma ist vor der Sprache; es hat demnach auch keine Bedeutung; es befindet sich jenseits von Bedeutung; die Bedeutung, die kommt vom Anderen, vom Anderen der Sprache; als erste Einschreibung ohne Sinn. Das erinnernde Erzählen hebt nun an, Bedeutung zu geben, wo es an jeglicher Bedeutung mangelt.

Der Versuch, über das Trauma zu sprechen, ist ein Versuch, die traumatische Lücke mit Signifikanten, die einen Namen für das Unnennbare geben, zu füllen. *Namensgebung*. Aber diese Beschreibung gilt für jedes Subjekt, das sich in die symbolische Ordnung in der einen oder anderen Weise einschreibt. Genauer, diese Lücke ist ubiquitär und konstitutiv. Die Namensgebung folgt der Geburt. Im Zusammenhang mit der traumatischen Realität der Shoah kann man nicht anders als von einer zweiten Lücke, also einer *zweiten Geburt*, sprechen. Im Unterschied zu der ersten Geburt handelt es sich nicht um ein in die Welt geworfen Sein des menschlichen Subjekts, zufällig und überdeterminiert, sondern um ein Überleben des Subjekts des absolut sinnlosen Naziterrors. Darum geht es in meinem Beitrag, um die Namensgebung jener Überlebenden, die das Grauen der NS-Vernichtung überlebt haben. Also um eine zweite Namensgebung, die jener ersten auf grauenhafte Weise nachgegangen ist. Ein Überlebender sagte einmal zu mir: »Ich bin kein Überlebender. Ein Überlebender ist jemand, der nicht im KZ war, der das alles nicht erlebt hat. Ich, der ich war, bin dort gestorben« Was folgte ist seine zweite Geburt. Der Tag seiner Befreiung aus dem KZ; ein Tag, den er sich erst viele Jahre später bewusst gemacht haben wird. Aber damit ist er neu in die Welt geboren, hat von neuem ein erstes Mal überlebt. Marko Max Feingold, Präsident der jüdischen Kultusgemeinde in Salzburg und Überlebender von Auschwitz und Buchenwald, verdeutlicht dies mit seiner Aussage: »Wer einmal gestorben ist, dem tut nichts mehr weh.« In beiden Aussagen findet sich dieser Bezug zum Gestorben-Sein im Leben, der dem, was war, einen *negativen Namen* gibt.

Dieser negative Name der zweiten Geburt macht die Überlebenden gewissermaßen zu Zombies, Untoten oder geisterhafte Gestalten, die schon mal gestorben sind.

Die Methode

Ich habe in einer mehrjährigen Forschungsarbeit den Versuch gestartet, die transgenerationale Weitergabe des Traumas in Familien von Überlebenden an Hand von Interviews nachzuzeichnen. Ergebnis dieses Projekts ist das Buch *Vom Leben danach. Eine transgenerationale Studie über die Shoah* (Zöchmeister, 2013) als eine verschriftlichte Erinnerung der vielen Gespräche, die ich über mehrere Jahre mit den Überlebenden und ihren Kindern und Enkelkindern geführt habe. In weiterer Folge werde ich versuchen, im Zeitraffer einige der Ergebnisse dieser Studie vorzustellen.

Ich führte sehr persönliche Gespräche im familiären Raum der Interviewten. Über längere Zeit besuchte ich Familien, sprach mit den Menschen und so ergab sich ein Prozess der *Verdichtung*. Ich versuchte meine Interviewpartner in das Projekt der Forschungsarbeit insofern miteinzubeziehen, als ich sie an meinen Gedanken zu den Interviews und an meinen Thesen zur transgenerationalen Weitergabe der traumatischen Erlebnisse teilhaben ließ. Auf diese Weise entstand ein gemeinsam generierter *Text* zu den Gesprächen, die ich führte; ein Text, der in seinen Entstehungsbedingungen vielleicht der Struktur einer transgenerationalen Verständigung über das Vergangene sehr ähnlich ist.

Diese Texte reflektieren den Versuch, eine Sprache zu finden, die sich aus dem Diskurs mit dem Anderen generierte. Die auf solche Weise entstandenen Texte zirkulierten nun, nachdem ich sie den Erzählern in die Hände gegeben hatte, im familiären Raum. Sie wurden gelesen von den Kindern und Enkelkindern, die über diese Texte mit ihren Eltern oder Großeltern manchmal zum ersten Mal ausführlich über deren Erfahrungen zu sprechen begannen. Über die Gabe der Texte wurde ein Diskurs im familiären Raum initiiert, der in weiterer Folge für die Arbeit am Forschungsprojekt sehr wichtig wurde. Erstmals wurden Fragen gestellt,

die bis dahin verschwiegen wurden, es wurden Antworten gegeben, die neue Fragen produzierten, ein Diskurs zwischen den Generationen kam in Gang und ich war als Initiator der Schuldtragende dieser Initiierung.

Die verschriftlichte Erinnerung an Gespräche, die aufgezeichnet wurden, ist ebenso eine verschriftlichte Erinnerung an das Erinnern der Erzähler selbst. Es erfüllt die Funktion des *Zeugnisses*. Diese Funktion wahrzunehmen ist wesentlich in der Arbeit mit Überlebenden der Shoah im Altersheim oder im Krankenhaus, wobei das Zeugnis selbst all jene Brüche und Unsicherheiten, mit denen das menschliche Erinnern gescheitert ist, beinhaltet; diese Zeugnissen erzählen über das Erinnern an etwas, das sich der Erinnerung ebenso entzieht wie aufdrängt.

Von der Unmöglichkeit zu zeugen: Der Tod

Primo Levi (2002) macht darauf aufmerksam, dass die Position des Überlebenden der Shoah die des *Zeugen* ist. Der Überlebende ist ein Zeuge der Vernichtung, der er selbst entkommen war. Insofern enthält sein Zeugnis auch einen blinden Fleck, eine Leerstelle. Er kann nicht von der Vernichtung selbst berichten, die er überlebt hat. Dieser blinde Fleck lässt Levi sagen, dass das Zeugnis des Überlebenden von der Unmöglichkeit handelt, ein Zeugnis abzulegen. Diese Unmöglichkeit äußert sich in einer Qual für die Überlebenden, worin ihre Überlebensschuld gegründet sein mag. Die Qual, dass sie diesem sinnlosen Sterben entkommen sind, während all die anderen ermordet wurden, nötigt, zu sprechen, auch wenn dieses Sprechen ein Scheitern beinhaltet. Es geht also um den Tod, um den eigenen und den der anderen.

Freud (1915) weist darauf hin, dass der eigene Tod psychisch nicht repräsentierbar ist. Es gibt keine *Vorstellungsrepräsentanz* von diesem Tod, den wir zu sterben haben. Streng genommen ist es nicht, dass wir unseren eigenen Tod verdrängen würden. Wäre das der Fall, würde es eine Repräsentanz davon im Unbewussten geben. Nein, unser Unbewusstes kennt keinen Tod. Es ist unsterblich, sagt Freud. Wir sind in unserem Unbewussten dazu verdammt, mit allem ewig weiter zu leben, was wir

verdrängt haben, was wir verdrängen mussten, und was über das Symptom, als sprachlich strukturiertes Phänomen (symbolisch) wiederkehrt.

Das Trauma ist etwas anderes. Das ist nicht verdrängt. Der Tod gehört zum Bereich des Traumas. Zum Bereich jenseits des sprachlich Fassbaren, jenseits des Symbolischen. Der Tod antwortet nicht über die Wiederkehr des Verdrängten. Das Trauma kommt nicht über das Symbolische, sondern es trifft das Subjekt über ein Außen, es kommt aus dem *Realen* und überwältigt das Subjekt. Dem Tod, sagt Freud (1915), begegnet das Subjekt nur über den Tod des Anderen. Dieser Tod des Anderen konfrontiert mit der eigenen Sterblichkeit. Der eigene Tod ist ein blinder Fleck, bleibt eine Leerstelle. Nur, in gewisser Weise sind die Überlebenden diesem eigenen Tod im Vernichtungslager begegnet, insofern ihre symbolische Spur für die Anderen außerhalb des Lagers aufgehört hatte zu sein. Man kann sagen, dass jeder, der in die Tötungslager der Nazis deportiert wurde, mit seiner Ankunft und der Selektion an der Rampe einen symbolischen Tod gestorben war. Die Stimme des Überlebenden, der sagt, »Ich bin kein Überlebender...« spricht hier eine psychologische Wahrheit in dem Sinne, dass er tatsächlich seinen eigenen Tod als die Vernichtung seiner Spur im Symbolischen gestorben ist. Er ist zu einem *Untoten* geworden. Dies ist ein radikaler Punkt der je eigenen Erfahrung, über den sich nicht sprechen lässt. Diese Erfahrung handelt von dem Jenseits der äußersten Grenze, die das Intime beschützt. Es ist die Erfahrung eines Zerbrechens dieser Grenze, die sich nicht sagen lässt. Der Überlebende der Shoah situiert sich in dem Raum zwischen zwei Toden, den symbolischen Tod seiner narrativen Struktur und dem realen Tod, wenn der Lebensfaden reißt. Von diesem Platz aus vernimmt die Nachwelt ihre Botschaft über das Trauma der Shoah.

Bruchstücke aus den Erzählungen der ersten Generation

Wovon die Zeitzeugen in den Gesprächen erzählten, war ein sehr persönlicher Kampf um das Leben und Überleben in diesen Todeslagern. Um zu überleben mussten sie wach bleiben; sie mussten sehr bewusst an ihrem

Leben festhalten und am Leben festhalten hatte bedeutet, Widerstand zu leisten. Primo Levi schreibt in seinem Buch *Ist das ein Mensch*:

Wir müssen uns also selbstverständlich das Gesicht ohne Seife waschen und uns mit der Jacke abtrocknen. Wir müssen unsere Schuhe einschwärzen, nicht, weil es so vorgeschrieben ist, sondern aus Selbstachtung und Sauberkeit. Wir müssen in gerader Haltung gehen, ohne mit den Holzschuhen zu schlurfen, nicht als Zugeständnis an preußische Disziplin, sondern um am Leben zu bleiben, um nicht dahin zu sterben (2002, S. 39).

Für Max Mokum, den ich interviewte, hatte es einen Moment gegeben, wo er eine Nacht lang bewusst mit dem Tod gerungen hatte. Wo er sich immer wieder sagen musste, *wenn ich jetzt einschlafe, werde ich sterben*. Er hatte sich im Kampf um das Bewusstsein für sein Leben entschieden, auch wenn der Körper keine Kräfte mehr hatte. Immer wieder tauchten in den Interviews mit Überlebenden diese Momente von Bewusstheit und Widerstand auf. Ein anderer Überlebender, Herr Laska, hatte sich bewusst gegen das Weinen im Lager entschieden, denn das Weinen hätte eine intime Verletzbarkeit offenbart, die er in seinem Inneren verstecken wollte. Bewusstheit und Widerstand bedeutet, dem Täter vor Augen zu führen, dass seine Macht über den eigenen intimen Körper nicht total sein kann. Dass es immer noch etwas gibt, das dem Subjekt eigen sein wird; etwas, das es sich nicht nehmen lässt oder das es zu geben niemals bereit sein wird. Widerstand und Bewusstheit halfen, nicht in die Identifizierung mit dem Angreifer zu gehen und den eigenen vakant gewordenen Körper immer wieder neu zu besetzen, weil es noch etwas anderes gab, an das man denken konnte.

Der Kampf ums eigene Leben und Überleben fand vor einer unerträglichen *Nähe zum Tode* statt, die allgegenwärtig war. Es gab in den Lagern eine Figur, die diese Nähe zum Tode symbolisierte: Der Muselman. So nannten die Häftlinge in Auschwitz jene Menschen, die nicht mehr sprachen, deren Augen leer und ausdruckslos geworden waren. Die sich in einem eigenartig katatonen Zustand befunden hatten.

K: »Na, und bevor wir in dieses Bad gekommen sind, hat man ja schon die Lagerstraße gesehen, *nicht*? Da war das Bad und da war schon die Lagerstrasse. Wo die Baracken gestanden sind. Und da haben sich *so Ff-, so F-*, da haben wir so Frauen gesehen, so verwahrlost, verschmutzt, unglücklich, halb verrückt schon. *Da haben wir uns gedacht: ›Mein Gott wirst du auch zu so einer Gestalt, wie die?‹* Aber dann haben wir später dann erfahren, das sind Frauen, die sich aufgegeben haben. Die nicht gearbeitet haben. Und wenn man nicht gearbeitet hat, hat man weniger Essen bekommen. Hat man schlechtere Verhältnisse im Block gehabt. Wir haben so wie so zu zweit und zu dritt auf einer Matratze gelegen. Und so-.« I: »Hat man mit diesen Frauen noch sprechen können?«

K: »Wir haben ja die Frauen dann, wir haben sie ja nur gesehen. Und wir sind dann auf einen Block gekommen. Am Zugangsblock. Da waren wir einen Monat in Quarantäne. Da durften wir mit niemand Kontakt haben.«

Beim Anblick dieser Frauen, »verschmutzt, verwahrlost, unglücklich und halb verrückt«, wurde Frau Kofka, mit der ich dieses Interview führte, von dem Gedanken getroffen: »Mein Gott, wirst du auch so eine Gestalt wie die?« Damit formulierte sie eine allgegenwärtige Angst im Lager, die von der Muselmanin ausgegangen war. Die Muselmanin wurde zur *inneren* Instanz. Ihr Anblick war unerträglich. Denn jede Frau, die die Muselmanin erblickte, wurde sofort mit dieser Frage konfrontiert. *Werde auch ich...* Agamben (2003) beschreibt mit Bezug auf Primo Levi den Muselman als Nerv des Lagers. Und wie bei jedem Nerv, der einmal getroffen wurde, wird die wiederholte Berührung vermieden. Die Muselmanin zu sehen, hatte bedeutet, den eigenen symbolischen (psychischen) Tod zu sehen. Frau Kofka kam von sich aus auf diese Figuren nicht mehr zurück. Als würde sie den erneuten Blick meiden.

Levi meint, dass der einzig wahre Zeuge der Shoah der Muselman sei, also jene Figur im Lager, die aufgehört hat zu sprechen. Ein Mensch, der sich aufgegeben hat, sagte Frau Kofka, der die Fähigkeit zu sprechen

und damit ein psychisches Wesen zu sein, verloren hat; es ist der Verlust des Symbolischen schlechthin. In diesem Verlust liegt nach Levi das wahre Zeugnis. Mit anderen Worten, die Unmöglichkeit zu zeugen, es sei denn, das Zeugnis ist ein Zeugnis von diesem Verlust des Symbolischen. Diese Unmöglichkeit ist in den Gesprächen mit den Zeitzeugen immer wieder aufgetaucht, zum Beispiel in Gestalt eines Sprachtodes in ihrer Rede, einer Leerstelle, eines Jenseits des Textes ihrer Erzählung, eines plötzlich auftretenden psychosomatischen Symptoms.

Über den leeren Platz im Zeugnis der Überlebenden

Wie also von dieser Unmöglichkeit berichten, die ich *den leeren Platz* im Zeugnis der Überlebenden nenne? Die Gespräche mit den Zeitzeugen zeigen immer wieder eine innere Notwendigkeit, von diesem Sterben zu erzählen. Ihr Zeugnis ist immer auch ein Zeugnis für andere. Indem sie erzählten, bezeugten sie das Leben der Anderen, die nicht mehr sprechen können.

Der leere Platz ist Platzhalter für die anderen im Zeugnis des Überlebenden. Dies ist eine Möglichkeit, von der viele Überlebende berichten, wie sie mit dieser Nähe weiterleben konnten. Ruben Laska erzählte beispielsweise von dem süßen und etwas übergewichtigen Mädchen, das er kannte und das er zusammen mit der Mutter noch einmal gesehen hatte, wie sie in die entgegengesetzte Richtung gingen. Es sei das letzte Mal gewesen, dass er dieses Mädchen sah, und er wusste nicht, ob auch sie ihn gesehen hätte. Aber bis heute könne er dieses Bild nicht vergessen. Diese Erinnerung signifiziert einen unmöglichen Abschied. Herr Laska kann nicht vergessen, weil, würde er vergessen, das Leben dieses Mädchens endgültig sterben würde. Solange er erinnert, lebt das Mädchen in seiner Erinnerung. Sie, die Andere, lebt in seinem Zeugnis. Sie, die andere, zwingt beinahe, sie zu erinnern. Damit sie lebendig bleibt, im Zeugnis eines Untoten. Das bedeutet auch, dass Herr Laska nicht sterben kann, da sein Tod den Tod dieser Erinnerung signifizieren würde, die doch nur in ihm lebendig ist. Ihr Leben nach dem Tode ist ein Leben in der Erinne-

rung eines Anderen, das diesen Anderen zu einem Untoten macht, da sein Leben in der erinnernden Funktion an eine Tote lebt.

Der leere Platz ist ein anderer Name für die *Überlebensschuld* und bezieht sich auf die strukturelle Funktion des Zeugnisses. Das Sprechen, das ein Sprechen für andere ist, hat etwas von der Arbeit eines Totengräbers an sich. Mit dem Erinnern rücken die Anderen, die nicht mehr erinnern, vor das eigene, innere Auge. Mit der erinnernden Erzählung wird diesen Anderen ein Platz im symbolischen Gedächtnis gegeben. Es ist wie ein Begräbnis, in dem der Andere, der nicht überlebt hat, in den Worten des Überlebenden wiederkehrt und aufgehoben ist. Aber dieses Begräbnis findet *alltäglich* statt. Diese Tatsache der Alltäglichkeit ist wichtig und sollte nicht aus den Augen verloren werden.

Die nachfolgenden Generationen: ein Wissen als Erfahrung um die Erfahrung der anderen

Ich mache nun einen Sprung. In der Forschungsarbeit war es vor allem auch um die Frage gegangen, wie sich die je unterschiedlichen Erlebnisse der Zeitzeugen auf die Familien, die sie nach ihrer Befreiung gründeten, ausgewirkt haben.

Generell ist festzuhalten, dass es keinen Ort oder Zeitpunkt der Tradierung von Geschichte gibt. Die traumatische Vergangenheit dringt unscheinbar und eher zufällig, man kann auch sagen, *alltäglich*, in die Psyche der Nachgeborenen, nistet sich darin ein und erzeugt ein Gefühl, als ob sie immer schon da gewesen wäre. Keiner der Nachgeborenen konnte sagen, wann ihm zuerst bewusst geworden wäre... Nein, es war immer schon da, es, ein atmosphärisches Wissen, von dem Elena Laska sagte, ›It always was there‹ und ›I feel, like I was there‹ und Vera Rubenstein meinte: ›Es war immer da‹ und ›Es war überall‹. Mit anderen Worten schien es zunächst so, als gebe es keine Träger dieses Wissens, keine Objekte, die es transportierten. Zudem gab es manchmal keine oder nur sehr spärliche Erzählungen darüber und diese Erzählungen kamen oft viel später. Trotzdem beharrten die Nachgeborenen auf diesem Wissen, dass sich bei näherer Analyse folgendermaßen darstellte: Es

ist *ein Wissen als Erfahrung um die Erfahrung der Anderen*. Dieses Wissen steht *vor* jedem Begehren und *vor* der Sprache. Dass bedeutet aber auch, dass erst die Sprache den notwendigen Raum und die Distanz zu diesem Wissen schafft, das keinen Mangel kennt. Mit anderen Worten, die Sprache und das Sprechen befreien und bewahren das Subjekt vor der psychotischen Gewissheit, dass man wissen würde...

Dieses ort- und zeitlose Wissen ist verbunden mit dem Gefühl des *Unheimlichen*; es ist ebenso rätselhaft wie gewiss; es stellt sich als etwas absolut Fremdes dar aber gleichzeitig bezeichnet es das Ureigenste der Person. Oft beschrieben die Nachgeborenen die Überlebensgeschichte in ihrer Familie, die ihrer Existenz vorangegangen war, als einen unheimlich *verbotenen* Ort: ›It was a land full of tears and I always felt, don't go there‹. Da ist ein Gestorben-Sein dem Ursprungsort des eigenen Seins vorangegangen.

Es gab eine Ambivalenz, die mit diesem Wissen einherging. Einerseits bedeutete es eine Gewissheit, andererseits war es radikal fremd und tabu. Einerseits waren die Kinder von der Erfahrung ausgeschlossen und andererseits war es so, als hätten sie diese Erfahrung selbst erlebt; der Einschluss von etwas Fremden im Subjekt, von dem es selbst immer ausgeschlossen bleiben würde. Die Shoah war einerseits das Einzige, das im Leben der Familie wirklich zählte, wie Vera Rubenstein sagte, und andererseits war es eben das, zu dem sie sich niemals zählen konnte. Die Ambivalenz zwischen Einschluss und Ausschluss, zwischen vertraut und fremd, zwischen Wissen und Nicht-Wissen-Können bezeichnet den Umgang und die Erfahrung mit der Erfahrung der anderen.

Von diesem Platz aus – der immer schon eingenommen und nicht eingenommen werden durfte – ging der Urgrund ihrer *Angst* aus. Diese Angst vor einer Berührung mit dem Alp saß der zweiten Generation im Nacken. Es ist *eine Angst vor dem Realen, die nicht lügt*, eine Angst vor der Sprache. Solange die Kinder mit ihren Eltern nicht sprachen, konnte das Phantasma, zu wissen, ungefragt bestehen bleiben. Es war ein Zustand, dem nichts fehlte. Die Angst gründet sich auf ein Verstehen ohne Worte, ein Verstehen *vor* der Sprache. Und diese Angst wird genau dann virulent, wenn das Subjekt dieser Angst, oder einem zufälligen Objekt

dieser Angst im Außen gegenübertritt. Von diesem Punkt der Angst, der einen unheimlichen Schreck bezeichnet, spinnen sich die Erzählungen der nachgeborenen Generationen über ein acting out ihrer erlebten Geschichtlichkeit. Über die Sprache wird fassbar, dass es nicht zu fassen ist. Solange das Trauma sprachlos bleibt, ist das Subjekt *zu nah*, zu direkt in seinem Verstehen *vor* der Sprache an der Erfahrung der anderen. Erst das Sprechen durchbricht den mangelnden Mangel im Verstehen, also die grundlegende Illusion, die diesem Wissen innewohnt, das vor der Sprache wirkt.

Ausgehend vom Status dieses Wissens als Erfahrung um die Erfahrung der anderen zeigt sich, dass es darin eine starke Tendenz zur räumlichen und zeitlichen Ausdehnung gibt. ›Es war immer da‹ und ›Es war überall‹. Dieses Wissen vor der Sprache konnte sich über jede Alltagserfahrung legen, und es konnte aus dem *Unscheinbaren* etwas *Unheimliches* machen. Hier trifft dieses Wissen mit dem von Kestenberg (1995a, b) beschriebenen Mechanismus der *Transposition* zusammen, als ein Leben der Kinder von Shoahüberlebenden in einer *doppelten Realität*: in einer gegenwärtigen und in einer in die Zeit der Shoah transponierten.

Tradierung der Vergangenheit

Wie setzten sich diese Überlebensgeschichten, die oft nicht einmal im Detail bekannt waren, im Leben der Nachgeborenen fest? Auf welche Weise drang die Geschichte der Überlebenden in das Leben der nachfolgenden Generationen? Ich werde *zwei* Formen der Transposition beschreiben, einmal auf der *imaginären* Ebene, die eine symbolische Schuld zu begleichen sucht, und ein anderes Mal, die sich auf die traumatische Lücke bezieht, eine Transposition in Bezug auf ein kleines Reales, das sich jenseits der symbolischen Schuld situiert.

Das Imaginäre und die Schuld des Symbolischen

Beginnen möchte ich mit dem *Akzidentiellen* aus der je eigenen Geschichte, was irgendein zufälliges Erlebnis oder Ereignis bezeichnet, das *nach-*

träglich für die zweite oder dritte Generation signifikant geworden war, um die eigene Geschichte als unbewusste Fortsetzung der elterlichen Geschichte zu begreifen. Diese imaginären Wiederholungen halfen, die eigene Geschichte in die Geschichte der Eltern einzuschreiben und das eigene Leben als Fortsetzung des Lebens der elterlichen Anderen zu begreifen. Über diese lebensgeschichtlich konstruierten Wiederholungen wurde der Schuldkomplex der nachgeborenen Generationen als unbewusste Fortsetzung des vergangenen Leids aufgefangen.

Das Akzidentielle bezeichnet zufällige Momente in der Lebensgeschichte der Nachgeborenen, die nachträglich als realisierte Übersetzungen aus der Familiengeschichte gelten können. Eben weil das, was in der Literatur als Transposition, als Verdoppelung der Realitäten beschrieben wird, sich zu jedem zufälligen Zeitpunkt ins Subjekt einschleichen kann, gibt es diese Momente, die als *Pendeltüren*, als *Öffnungen* und *Verbindungen* zwischen den Zeiten fungieren. Dieses akzidentielle Moment macht es möglich, die Erfahrung nachträglich von zwei Seiten her zu beleuchten. Es fungiert als eine *Übersetzungshilfe*, um die eigene Geschichte als Gewordensein aus der Geschichte der Anderen zu lesen. Ein Phänomen der *Nachträglichkeit*.

In jeder Geschichte der Transposition gibt es mehrere reale Begebenheiten aus den frühen Kindertagen, die diese auf den Weg bringen. In der Geschichte der Familie W. waren es die Krankenhausaufenthalte der Tochter und Enkeltochter, die eine doppelte Lesart ermöglicht hatten. Erika konnte ihre Krankengeschichte als ihr persönliches Lagererlebnis erzählen und andererseits konnte sie damit die Lagererfahrung ihres Vaters in ihrer Krankengeschichte *wiederfinden*. Diese lebensgeschichtlichen Verzahnungen wirken für den intergenerationellen Traumtext (vgl. Schneider et al., 2000) wie die *rezenten Traumgedanken* für die Traumbildung. Sie dienen im Traum dem unbewussten Wunsch, sich in Traumbilder umzusetzen. Nach Freud kann der infantile Wunsch sich vermittels dieser rezenten Einrücke seine Bilder schaffen. In den generationellen Erzählungen der zweiten Generation hatte ihr Wunsch wesentlich bedeutet, den eigenen Eltern, den Ursprüngen nah zu sein. Dieser (tabuisierte) Wunsch nach Nähe, nach authentischem Nacherleben, konnte mit

Hilfe der historisch rezenten Erlebnisse aus der persönlichen Biographie zum Ausdruck gebracht werden. Erika war – metaphorisch gesprochen – in ihrem persönlichen Lager gewesen. Damit war sie auch *schuldig* geworden, da sie, ob sie es wusste oder wollte oder nicht, in einen Bereich eingedrungen war, der ihr als tabu galt. Es schien so etwas wie einen *Zwang* zu diesen Wiederholungen gegeben zu haben, die über das Leid, dass auf sich genommen wurde, eine Reduktion von Schuld bewirken sollten.

Sophia Schwarz hatte wirklich in ihrer Kellerexistenz sich und die Anderen versteckt gehalten, bis sie daran fast gestorben wäre. Die Übersetzungshilfen aus der je eigenen Geschichte der zweiten Generation ermöglichen, sowohl die Geschichte der Eltern als eigene als auch die eigene als unbewusste Fortsetzung der elterlichen Geschichte zu lesen. Das zeugte von einer Auseinandersetzung der zweiten und dritten Generation mit der Geschichte ihrer Eltern und Großeltern, eine spiegelbildliche und imaginäre Auseinandersetzung, wo die Signifikanten als Spiegel-labyrinth fungieren, indem das Subjekt sein eigenes Geworden-Sein in dieser Wahnkonstruktion wiederfinden konnte. Das Subjekt bezahlt seine Schuld über die Wiederholung, die es konstruiert.

Das kleine Reale im Alltag der Familien war immer präsent

Der andere Weg der Transposition vermittelt sich über zahlreiche zufällige Objekte aus dem Alltag des Lebens: Objekte, die im täglichen Leben der Familie auftauchen und über eine spezifische Qualität überraschend in eine assoziative Verbindung mit der Shoah treten, die bis dahin völlig unbekannt war. Diese überraschende Verbindung wird in dem Moment, wo sie auftaucht, für die Nachgeborenen als ebenso überwältigend wie fremd erlebt. Ich möchte dafür ein kleines Beispiel geben.

Elena Laska erinnerte sich in den Interviews, wie sie zum ersten Mal als Kind mit der Geschichte ihres überlebenden Vaters in Berührung gekommen war. Sie hatte damals absolut nichts gewusst und nicht verstanden, worüber ihr Vater in der Szene, die ich gleich beschreiben werde, sprach. Sie hatte keine Ahnung, da sie noch ein kleines Kind war.

Und doch hatte sie etwas aus dem Vater hervorgeholt, das sie bis heute nicht wirklich loslässt (weder es lässt sie los, noch sie kann das, was war, loslassen). Erst viele Jahre später hatte sie sich diese Szene bewusst gemacht.

Eines Abends, es war schon dunkel, auf einer israelischen Autobahn, saß Elena im Rücksitz des Familienautos. Ihr Vater fuhr und die Mutter saß am Beifahrersitz. Es war spät, Elena wollte heim und fragte, wie lange noch würde es dauern, bis sie endlich zu Hause ankommen würden. Darauf antwortete der Vater: ›You see the lights over there? When I walk with my brother in the death walk, we always tell ourselves, the next light, we will stop.‹ Man kann aus diesem Satz, den uns die Tochter erzählte, den Signifikanten ›lights‹ herausnehmen, der sich für ihren Vater in eine assoziative Verbindung mit einer Erfahrung aus der Shoah setzte, die für die Tochter unheimlich und fremd klingen musste. Erst nachträglich hätte sich diese Erinnerung in einen Zusammenhang gefügt, der aber schon damals intuitiv erfasst wurde.

Die Tochter hatte verstanden ohne zu wissen, aufgrund ihrer Frage und der Antwort, die sie bekam. In eben dem Moment ist die Tochter über die Antwort des Vaters in eine *doppelten Realität* eingetreten, in eine *gegenwärtige*, die von ihrer ungeduldigen Frage ausgegangen war, und in eine *vergangene*, die in der gegebenen Antwort des Vaters lag und die beiden Realitäten miteinander verschweißte. Dieses Spiel von Frage und Antwort ist eine Szene, in der sich über das, was der Vater sagte, zwei Realitäten ineinander verschränkten. Ein besonderer Moment, der über das Objekt (lights), das zufällig am Wegrand aufgetaucht war, die Transmission des *Wissens als Erfahrung um die Erfahrung der anderen* herstellte.

Das Kind hatte diese Verschränkung *erlebt*. Es hatte in dem Moment gewusst, ohne zu wissen, wovon der Vater da sprach, weil es doch selbst diese Lichter sah und erlebt hatte, worüber der Vater sprach. Diese Momente wiederholen sich in der familiären Atmosphäre über zufällige Objekte, die über bestimmte Qualitäten jene assoziative Verbindung als Brücke zwischen den Zeiten bilden. Es handelt sich um alltägliche Objekte, denen man nicht ansieht, wenn man nicht hinsieht, welche Abgründe

sie gebären. Diese zweite Art der Transposition handelt von einem *kleinen Realen*, das in der alltäglichen Welt der Überlebenden unvermittelt auftauchen konnte und ihr Leben in einen fortgesetzten Erinnerungsprozess des Überlebens zu versetzen vermochte. Für ihre Kinder oder breiter gefasst für ihre Familien hatte dies jenes Paradox bedeutet, über die alltäglichen Zufälligkeiten in den Alp der Shoah miteinbezogen zu werden und *etwas mitzuerleben, von dem man kein eigenes Erleben hat*. Diese Objekte des kleinen Realen verdeutlichen die traumatische Lücke, die sich dem Erleben der Nachgeborenen entzieht. Sie sprechen die Sprache der Gewissheit. In den Gesprächen mit den Nachgeborenen tauchten immer wieder diese Objekte eines kleinen Realen auf. Sie befanden sich jenseits der sprachlichen Symbolisierung, jenseits der Schuld.

► Literatur

Agamben, Giorgio (2003). *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge*. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.

Freud, Sigmund (1915). Das Unbewusste. In GW X (S. 264-303).

Kestenberg, Judith S. (1995a). Überlebende Eltern und ihre Kinder. In Bergmann, Martin S., Milton E. Jucovy & Judith S. Kestenberg (Hrsg.) (1995). *Kinder der Opfer Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust* (S. 103-126). Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Kestenberg, Judith S. (1995b). Die Analyse eines Kindes eines Überlebenden. Eine metapsychologische Beurteilung. In Bergmann, Martin S., Milton E. Jucovy & Judith S. Kestenberg (Hrsg.) (1995). *Kinder der Opfer Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust* (S. 173-208). Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Levi, Primo (2002). *Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht*. München: DT.

Schneider, Christian, Stillke, Cordelia & Leineweber, Bernd (2000): *Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der kritischen Theorie*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Zöchmeister, Markus (2013). *Vom Leben danach. Eine transgenerationelle Studie über die Shoah*. Gießen: Psychosozial.